

**NEUSTER  
BERICHT ÜBER  
EINE REISE VON  
HAMBURG  
NACH...**

---





# Neuster Bericht

über

eine Reise

von

Hamburg nach Süd-Australien

sowie

über das Land selbst

von

einem deutschen Auswanderer

für

Auswandernde und Nichtauswandernde.

Preis: 1 Exemplar 5 Ngr.





# Neuster Bericht,

über

eine Reise

von

Hamburg nach Süd = Australien

sowie

über das Land selbst

von

einem deutschen Auswanderer

für

Auswandernde und Nichtauswandernde.

---

---

Dresden,

in Commission bei Justus Naumann,

1 8 5 0.



Geschrieben  
im Urwalde **Süd - Australiens**  
zwischen **Mount - Barken** und **Macclesfield**  
im Juni 1849.

---

Es war am 15. August 1848, als ich mich in Hamburg an Bord des Fregattschiffes Alfred begab, mit Auswanderern nach Port-Adelaide in Süd-Australien bestimmt, geführt von dem Kapitan H. E. Decker von Hamburg. Ein buntes, nicht sehr einladendes Getümmel bot sich meinen Blicken dar: das Deck war mit Kisten, Koffern, Garderobengegenständen und Viktualien aller Art übersät, dazwischen standen oder lagen einzelne Gruppen hungeriger Passagiere, meist dem Proletariat angehörig, die sich die durchaus nicht lecker scheinende Schiffskost trefflich munden ließen; halbe Sankulotten, barfüßige Mütter wuschen und kämten ihre Kinder, oder hingen Wäsche auf, während die Matrosen nach ihrer eintönigen Melodie die Anker aufwandten. Dies ganze Bild von Thätigkeit und Regsamkeit machte indessen einen traurigen Eindruck auf mich: denn zu deutlich prägte sich Armuth und Mangel darin aus und ließ nicht unzweifelhaft, daß nur drückende Noth die Mehrzahl meiner Reisegefährten aus ihrem Vaterlande vertrieben habe.

Abfahrt von Hamburg. Gegen zwei Uhr Nachmittags segelte das Dampfschiff Henriette, zum Bugfieren oder Fortziehen unseres Schiffes bestimmt, bei uns an, und wir verließen den hamburger Hafen und

segelten längs dem herrlichen Gestade der Elbe, bei dem romantisch gelegenen Mienstedten, dem lieblich sich hinziehenden Fischerdorfe Blankenese, den hannoverschen Dörfern Granz, Borsdel, Lühe, Zwerlensflath vorüber. Gegen Abend kamen wir bis Glückstadt, wo Anker geworfen wurde. Der Kapitän fuhr mit dem Dampfschiffe nach Hamburg zurück, um seine Kajütenpassagiere zu holen; und da Derselbe vor nächstem Abend nicht zurückkehren konnte, so benutzten wir die Gelegenheit, um in Glückstadt noch einige Einkäufe zu machen und gingen am folgenden Morgen wieder an Bord. Den Nachmittag unternahmen wir eine Anzahl von acht Personen eine Entenjagd, fuhren mit einer Felle oder einem kleinen Ruderschiffe nach dem holsteinischen Dorfe Bielenberg und kamen, ohne Etwas erbeutet zu haben, gegen Abend wieder auf unserm Schiffe an, auf das bald nachher der sehnlichst erwartete Kapitän, welcher mit einem freudigen Hurrah empfangen wurde, ebenfalls zurückkehrte. Morgens um drei Uhr wurden die Anker gelichtet; und nachdem wir noch einen Tag und eine Nacht in der Höhe von Freiburg vor Anker gelegen, passirten wir in der Frühe des kommenden Morgens Kuxhafen und mit ihm die Mündung der Elbe, sowie die Insel Neuwerk.

• Jagd eines dänischen Kriegsschiffes. Kaum befanden wir uns auf der Nordsee, kaum tauchte die Insel Helgoland wie ein Nebelstreifen am fernen Horizont empor, als ein dänisches Kriegsschiff unserer ansichtig wurde und Jagd auf uns machte. Um den Folgen einer solchen Begegnung zu entgehen, hatten wir unsern Cours etwa 4 Meilen südlich von Helgoland genommen. Als der Däne dies bemerkte, versuchte er uns den Wind



abzuschneiden, während der Alfred unter allen Segeln durch die Wogen schoß. Da er uns aber nach einer zweistündigen Verfolgung nicht den geringsten Vortheil abgewinnen konnte, so gab er seine Jagd auf und verschwand bald unsern Augen.

### Kreuzen und Sturm auf der Nordsee.

Der Wind, der bisher steif aus Osten geblasen, schlug jetzt um und wir waren genöthigt, bei ziemlich hoher See und heftigem West-Südwest zu kreuzen oder hin- und her zu fahren; ja am zweiten Tage, seit wir in See waren, hatten wir gegen einen ziemlich harten Sturm zu kämpfen. So romantisch, großartig und furchbar ich mir in früherer Zeit einen Sturm zur See vorgestellt hatte, so sehr ist alle Vorstellung vor der Wirklichkeit mir geschwunden. — Betrachten wir uns an den Bord eines Auswanderungsschiffes, das mit nahe an 300 Passagieren angefüllt ist. An den beiden Seiten des Zwischendecks befinden sich Kojen oder Schlafstellen, sowie eine dritte Reihe in der Mitte. Die Kojen liegen immer 2 übereinander und sind durch hölzerne Scheidewände von einander getrennt. Auf unserm Schiffe hielten dieselben eine Länge von 6 eine Breite von 6 und eine Höhe von  $3\frac{1}{2}$  Fuß. Auf einen solchen Raum kommen 4 erwachsene Personen. Der Raum von den Kojen ist derartig mit Kisten, Koffern und Kleidungsstücken überfüllt, daß das Besteigen der Schlafstelle oft nur unter großen Schwierigkeiten zu bewerkstelligen ist. Die einzige Erleuchtung, welche diesen unterirdischen Räumen zu Theil wird, ist die Oeffnung der Vorder-, Mittel- und Hinterrufen, die zugleich als Ausgangspunkte auf das Deck dienen. Des Abends werden 8 Laternen angezündet, und

dadurch wird die des Tags über herrschende Finsterniß in Etwas gemildert. Noch während wir in der Elbe lagen, habe ich eine halbe Nacht in einer solchen Koje zugebracht; allein die Ausdünstung und die übeln Gerüche einer so großen Anzahl in einen engen Raum zusammengepreßter Menschen, dazwischen das Schreien kleiner Kinder, machten mir solchen Aufenthalt unerträglich, und krank an Geist und Körper begab ich mich daher aufs Deck. Unter solchen Umständen überfiel uns also ein Sturm, der 3 Tage und 3 Nächte anhielt. Glücklicher Weise blieb ich von der Seekrankheit ziemlich verschont, außer mir blieben nur wenige Personen davon frei. Gleichwohl glaube ich, daß ich bei einem nur kurzen Verweilen im Zwischendeck, wenn nicht von der Seekrankheit, doch von Uebelkeit und Unwohlsein befallen sein würde. Die sonst zur Verbreitung frischer Luft aufgehängten Windsänge waren abgenommen, die Luken geschlossen, eine mit üblen Dünsten geschwängerte Luft erfüllte den Raum; Männer, Weiber und Kinder polterten in den Kojen über einander und aus denselben heraus; Personen, Betten und Reiseeffekten, Alles war mit ausgebrochenen Speisen bedeckt. Dazwischen Gestöhn der Weiber und Angstgeschrei, Heulen der Kinder, Psalmengesänge einzelner Beter, begleitet von dem Knarren der Balken und Breter und dem Toben des Sturmes. Ein andres Bild bot sich mir auf dem Deck dar; dort war fast nur der Kapitän und die zur Bedienung des Schiffes erforderliche Mannschaft, aber alle in voller Thätigkeit. Segel wurden gereißt oder eingezogen und alle bei einem Sturm erforderlichen Maasregeln getroffen. Drei volle Tage hielt der Sturm an, dann wurde die

See allmählig ruhiger und es erfolgte eine mehrtägige Windstille. An deren Stelle traten indessen bald widrige Winde, die uns nöthigten, in der Nordsee zu kreuzen, da der Seemann bei hoher See und Aussicht auf einen nahen Sturm nur ungern den Kanal passirt.

Passiren des Kanals. Endlich den 30. August Nachmittags um 4 Uhr erblickten wir auf der einen Seite die weißen Kreidefelsen Englands und auf der andern die Küste der französischen Republik. Calais und Dover waren die ersten Städte jener beiden mächtigen Reiche, die wir passirten. Besonders zeichnet sich Dover durch seine prächtige Lage aus. Mit der Einfahrt in den Kanal hatte sich die ganze Scene um uns her verändert; während bis dahin nur selten ein Segel am Horizont gesehen wurde, entfaltete sich jetzt vor uns ein Bild der regsten Thätigkeit: größere Fahrzeuge, Tollen, Hunderte von Fischer- und Lothsenbooten durchschnitten, so weit das Auge reichte, in allen Richtungen den Kanal und Dampfboote bewerkstelligten den Verkehr des Inselreiches mit dem Festlande. Ein Fischerboot aus Deal legte bei uns an und verkaufte uns Kartoffeln und ein Exemplar der Times. Vier Tage brauchten wir, um den Kanal zu durchkreuzen und passirten während dieser Zeit die Küstenstädte Hastings, Brighton Portsmouth, Insel Wight, Seestadt Plymouth und Kap Eizard. Wir segelten so nahe an der Küste, daß wir Menschen, Häuser und Vieh erblicken konnten. Mit Eintritt der Nacht tauchten zu beiden Seiten eine Menge Leuchtfeuer auf mit verschiedenen bunten Farben, auch einige, die sich um ihre Achse drehen.

Wir kommen in den atlantischen Ocean.

Am 3. September Morgens passirten wir bei Ost-Süd-Ost Kap Vizard und befanden uns damit in dem atlantischen Ocean oder Weltmeer; wir legten in der Stunde  $2\frac{1}{2}$  Meile zurück. Gegen Morgen des andern Tages schlug der Wind indessen um und blies uns Nord-Nordwest, so daß wir nur unmerklich weiter kamen. Am 5. erreichten wir die Höhe von Bordeaux; und da wir jetzt bei starkem Nord-Nordost segelten, berührten wir schon am 10. die Höhe von Gibraltar. Am Abend dieses Tages angelten wir einen Hai von etwa 8 Fuß; allein derselbe riß wieder los, als wir ihn ziemlich aufs Deck hatten.

Porto santo, Palma, Pic von Teneriffa. Bei fortwährendem Nord-Nordost legten wir jetzt mehr denn 3 Meilen in einer Stunde zurück. Am 12. September Morgens erblickten wir die am Horizont sich malerisch hinziehende Felsenkette von Porto Santo, passirten des Nachts Madeira, am 14. die Insel Palma und gegen Abend den Pic von Teneriffa in der Entfernung von 8 Meilen. Die Luft war sehr rein und wir konnten mit der größten Genauigkeit mit Hilfe des Fernrohrs die Gestalt desselben, vom Fuß bis zum Gipfel, der sich 11,000 Fuß über den Meeresspiegel erhebt, unterscheiden. Am 17. passirten wir den Wendekreis des Steinbocks. Hier hatten wir das Glück, eine sehr seltene Naturerscheinung wahrzunehmen, die nach Aussage unseres Kapitäns nur in Tropengegenden und auch da nur höchst selten vorkommt, nämlich einen Mondregenbogen mit den heißten, schönsten sieben Farben. Am 20. endlich passirten wir die Insel Buena Vista, die östlichste der Kapverdischen Inseln oder der Inseln des grünen Vorgebirges.

Wir passiren den Aequator oder die Linie. Unter günstigen Passat- oder beständigen Schwinden ließen wir rasch vorwärts und fürchteten nur, von den 10 Grad nördlich und 10 Grad südlich vom Aequator häufig lange anhaltenden Windstillen aufgehalten zu werden. Allein auch hier ging unsere Fahrt glücklich von statten, denn bereits in der Frühe des 1. Octobers befanden wir uns unter der Linie. Da ertönte von der Höhe des obersten Mastkorbes die Stimme einer altenden graulichen, riesengroßen Gestalt, die mit dem Dreizack bewaffnet in Begleitung eines ehrwürdigen Barthophilosophen und eines andern dienenden Geistes sich am Bord unseres Schiffes niedergelassen hatte, um ihren Tribut von den Fremdlingen einzufordern, um das Angebinde von der zwar nicht mit Stricken, aber doch mit Wasser gebundenen neuen Schiffsgesellschaft zu erhalten. Nachdem ihr der Kapitän über sein Schiff genügende Auskunft gegeben hatte, erkundigte sie sich nach denjenigen Individuen, die jetzt zum ersten Mal ihr Gebiet berührten. Gehörten diese den Passagieren an, so wurden sie mit Seifenschaum eingerieben und mit einem ungeheuer großen hölzernen Messer abgeschabt und ihnen dann ein Eimer voll Wasser auf den Kopf gegossen. Bei den Matrosen wurde statt Seifenschaum ein Gemisch von Kien und Theer gebraucht und ihr Sitz bildete ein großes mit Wasser gefülltes Faß, in das sie nach beendigter Berrichtung Kopf über hinein gestürzt wurden. Als dies ganze Verfahren beendigt war, wünschte uns die Wasser spendende und sprudelnde Gestalt eine gute Fahrt, bat Wind und Woge, uns glücklich nach dem Ziel unserer Reise zu tragen und verschwand mit ihren

Begleitem, um ihre frühere Stellung, die eines Matrosen, wieder einzunehmen. Nachmittags ließ der Kapitän einen Orchoft Wein zur allgemeinen Ergöcklichkeit außs Deck bringen und es stand Jedermann uneingeschränkt frei, nach diesem eben nicht ergöcklichen Wasserbade, bei dem man mehrere Stunden völlig durchnäßt ausdauern muß, davon sich wieder Muth zu trinken und nach Möglichkeit seinen Durst zu stillen, der in Kurzem das volle Faß zu einem leeren gemacht hatte. Die Sonne ging herrlich unter und die Nacht war paradiesisch; die Luft wehte nur sehr lau und nicht die geringste Schwankung des Schiffeß spürte man; der Mond schien hell genug, um dabei zu lesen, und es war eine Milde der Temperatur, wie sie zur Nachtzeit nur in Tropengenden vorkommt.

Fahrt von der Linie bis Rio de Janeiro. Nahe der Linie überfiel uns ein heftiger Regenschauer, wie sie hier sehr häufig vorkommen; es wurden eiligst Segel übers Deck gespannt und eine Masse Wasser aufgefangen. Wir setzten unsere Reise nach Rio fort, wo der Kapitän frisches Wasser und Lebensmittel einzunehmen beabsichtigte. Am 3. October Morgens hatten wir die Sonne gerade im Zenith oder über dem Scheitel. Nach drei Tagen überholten wir das bremer Schiff Kunigunde, das denselben Cours wie wir gefegelt war, nur mit dem Unterschiede, daß unser Alfred die Reise bis dahin in 47 Tagen zurückgelegt, während die Kunigunde von Bremen ab 64 Tage gebraucht hatte. Am Abend des 10. Octobers tauchte ein schmaler Streifen Landes vor uns auf, der mit Jubel als die Ostküste von Brasilien begrüßt wurde. Am Mittag des folgenden Tages

hatten wir uns derselben bis auf wenige Meilen genähert und es enthüllte sich jetzt ein Bild vor uns, das richtig zu malen der Hand eines Sterblichen schwer fallen würde.

Die Bai von Rio de Janeiro. Gerade vor uns lag die Bai als ein meist durch die Natur trefflicher und wohl besetzter Hafen. Den Eingang schützten zur Rechten und Linken steil emporstarrende Felsen, von denen der höchste der Zuckerhut ist. Diese Felsen abwechselnd mit bewaldeten Hügelketten ziehen sich längs der Bai hin, während bedeutende Gebirgshöhen, die sich mit den Wolken zu vereinigen scheinen, den Hintergrund bilden. Bevor wir die Stadt selbst erreichten, wurden wir von zwei Kastellen oder Festungswerken aus, die in weißen Felsen ausgehauen mit ihren Massen Geschüßes einen imposanten Anblick gewähren, angerufen; und nachdem wir uns hinlänglich legitimirt hatten, warfen wir in der Entfernung einer englischen Meile oder einer deutschen Viertelstunde von der Stadt Anker. Es mochte sechs Uhr Abends sein und wir harrten mit Sehnsucht des Augenblicks, wo wir das Land betreten würden; allein wir wurden für diesen Tag geläuscht, indem ein brasilianischer Offizier den Kapitän und den Schiffsarzt ans Land beorderten. Da alle Papiere sich in Ordnung befanden, wurden wir der Quarantäne entbunden und uns für den folgenden Tag die Landung gestattet. Uebrigens war uns diese Verzögerung nicht unlieb: denn wir wurden dadurch Zeugen eines großartigen Schaupieles. Es wurde nämlich der Namenstag der Kaiserin gefeiert und eben als die Sonne hinter den Bergen verschwunden war, eröffneten die Kassele aus hunderten von Feu-

erschlünden eine Kanonade, worauf die um uns her liegenden Schiffe: Brasilianer, Engländer, Nordamerikaner und Franzosen ihre Gegencomplimente machten. Von einem Berge zum andern hallte das Echo, Land und Meer schienen durch ein furchtbares Erdbeben erschüttert, während tausende von Blitzen das beginnende Dunkel erhellten. Dann stieg majestätisch der Mond, der hier in einer ganz andern Pracht als in Deutschland erscheint, auf und beleuchtete mit seinem zauberischen Lichte die ganze Scene. Bis gegen Mitternacht stieg die Hitze, die uns schon seit mehreren Stunden unerträglich geworden war, fortwährend. Vom Lande kam ein heißer Westwind, der uns eine unangenehme Plage dieses sonst von der Natur so gesegneten Himmelsstriches, die Musquitos oder Scharen von Mücken brachte, zu uns herüber. Wir konnten die Nacht wenig schlafen; des andern Morgens frühe bestiegen wir das Boot und ruderten nach der Hauptstadt Brasiliens.

Aufenthalt in Rio de Janeiro. In der Stadt angekommen, ging ich mit meinen Freunden, B. .... aus D. und U. .... aus St. in ein deutsches Wirthshaus. Es thut mir leid, hier als Deutscher bemerken zu müssen: in einem wie üblen Gerüche in Rio ein deutsches Wirthshaus steht. Es giebt deren dort mehrere, aber Jedermann, der nur Etwas auf seinen Ruf hält, hütet sich sorgfältig, mit Individuen, die deutsche Wirthshäuser besuchen, in Berührung zu kommen; denn da sind Trunkenheit, Schlägereien, Skandal, Unsittlichkeiten an der Tagesordnung. Nach wenig Minuten verließen auch wir diese Herberge wieder, um ein anständigeres Unterkommen zu suchen, als wir vier unse-



rer Kajütenpassagiere trafen, die sich eben in einem französischen Gasthose, dem Hôtel de l'Europe, einquartirt hatten. Wir fanden hier höchst elegante Zimmer und eine treffliche Bedienung, die von den Schwarzen versehen wurde. Diese sprachen indeß eben so gut portugiesisch wie französisch und waren seine gewandte Leute; dabei waren die Preise verhältnißmäßig billig zu nennen. Nach eingenommenem Frühstück nahmen wir die Stadt näher in Augenschein. Wir besuchten den kaiserlichen Park, mehrere prachtvolle Kirchen und Kapellen und die berühmte, sich gegen 2000 Fuß über den Wasserspiegel erhebende Wasserleitung, die aus weiter Ferne der Stadt Wasser zuführt. Am folgenden Tage hatten wir die Absicht, eine etwa 14 Meilen entfernte Plantage (angepflanzte und theilweise angebaute Gegend) des Herrn Martin zu besuchen, der mehrere tausend Sklaven mit Zucker, Thee, Kaffee und Tabaksbau beschäftigt. Diese Reise würde allerdings für uns sehr interessant geworden sein; denn wir würden einmal Urwälder, dann Eingeborne oder Indianer in ihren Ur- und Zuständen fern von dem geringsten Grad der Civilisation und endlich Thiere mannichfacher und merkwürdiger Art außer jener Plantage zu Gesicht bekommen haben. Allein hierin war uns der Namenstag irgend eines Heiligen hinderlich, indem zu dessen festlicher Feier die frommen Riojaner sämtliche vermietzbaren Rosse und Maulthiere in Beschlag genommen hatten. Da unser Ausflug zu Fuß für unausführbar gehalten wurde, auch der Kapitän uns nur für kurze Zeit Urlaub erteilt hatte, so mußten wir, um das Risiko zu vermeiden, bei Abfahrt unseres Alfreds in den Urwäldern Südamerikas umherzuirren, diese Ex-

pedition aufgeben. Dafür entschädigten wir uns mit einer Fahrt auf dem Dampfsschiffe nach Rio grande einem am gegenüberliegenden Strande der Bai sich malerisch hinziehenden Dörfchen. Man befand sich zwar hier auf dem Lande, aber dieser von den angesehensten Einwohnern Rios vielfach besuchte Ort verband die Annehmlichkeiten der Stadt mit dem Anziehenden des Landlebens. In dem schattigen Grün einer Laube nahmen wir ein Mahl ein, bestehend in Apfelsinen, Pfirsichen, Bananen und andern Südfrüchten, die der Boden allhier in größter Auswahl erzeugt und die hier in dem Preise stehen wie in Deutschland das Obst. Die Bäume tragen das ganze Jahr hindurch. Mit Einbruch der Dämmerung begannen wir die Rückfahrt über die Bai; die Hitze hatte hier bedeutend nachgelassen und unbelästigt von derselben konnten wir den Anblick vieler Fahrzeuge von verschiedenster Art und Größe, sowohl Kriegs- als Handelsschiffe, an denen wir vorbeieilten, genießen. Des Abends wurde wieder ein großes Feuerwerk abgebrannt. Für den folgenden Morgen hatten wir den Kapitän zum Frühstück eingeladen, wir blieben bis zum Nachmittag zusammen; er war sehr aufgeräumt und erzählte uns viele interessante Züge aus seinem vielbewegten Leben. Gegen Abend nahm mich mein schon erwähnter Freund U. mit zu seinem ehemaligen deutschen Schulkameraden, Herrn W. . . . , welcher dort ein Tabak- und Zigarren-Geschäft etablirt hat. Dieser nahm uns auf das gastfreundschaftlichste auf und lud uns zu einem Abendessen in ein französisches Gasthaus ein. Wir trafen da den preussischen Consul, einen gar humanen Herrn; wir mußten ihm viel von den letzten europäischen Ereignissen er-

zählen: denn wir brachten ihm die neuesten Nachrichten von Europa. Seine so freundliche Einladung an uns: an einem in zwei Tagen stattfindenden Hofballie Theil zu nehmen, mußten wir leider unserer nahe bevorstehenden Abreise wegen ausschlagen. Abends kehrten wir sämmtlich an Bord unseres Schiffes zurück. Am andern Morgen regnete es heftig; allein dies war der letzte Tag, der am Lande zuzubringen uns vergönnt war. Deshalb hüllten wir uns in unsere gölten, in Hamburg gekauften Regenschirme und bedeckten unsere Köpfe mit großen chinesischen Hüten, die zugleich als Regenschirme dienten. Gegen Mittag klärte sich indessen das Wetter auf und wir fuhren mit dem Kapitän ans Land. Da hatten wir das Glück, den Kaiser nebst Gemahlin und Hofstaat zu sehen, sowie der Parade beizuwohnen. Der Kaiser ein noch junger Mann von etwa 23 Jahren ist schlank und schön gebaut und hat ein einnehmendes Wesen. In unserer zu sehr imponirenden Tracht ließ er uns durch einen Offizier französisch fragen, woß Landes Kinder wir wären; und als er hörte, wir wären deutsche Emigranten, nickte er uns mittheilsvoll zu. Die Kaiserin ist älter und kann auf Schönheit keinen Anspruch machen. Mittags speisten wir im Hôtel de l'Univers, durchstrichen dann noch einmal Rio und deren Umgebung, machten unsere Einkäufe hauptsächlich in edlen Süßfrüchten und kehrten Abends spät mit etwas schwerem Herzen auf unsern Alfred zurück.

Rio de Janeiro und deren Verhältnisse. Die Lage der Stadt Rio auf einer Landzunge ist höchst malerisch und in der That entzückend schön. Der eine niedere Theil derselben liegt nur wenige Fuß über den

Meeresspiegel, während der andere höher gelegene sich an allmählig aufsteigenden Hügeln hinzieht. Die Häuser sind fast durchgängig klein und einstöckig; die einzelnen Räume, namentlich die Küchen, wo die Schwarzen mit Zubereitung der Speisen beschäftigt sind, haben wenig Einladendes. Die Kommoditäten bestehen aus einer kleinen Tonne mit darüber gelegtem Siegbret, die so oft als nöthig ausgeleert wird; ausgemauerte Behältnisse und Abzugskanäle wie in Deutschland habe ich nirgends gesehen. Die Einwohnerzahl beträgt über 200,000, wovon bei weitem der größere Theil aus Schwarzen oder Negern besteht, die entweder Freie oder Sklaven sind. Denn die Eingebornen, die Wilden, deren Körperfarbe braun ist, sind an und für sich frei und gehören nicht dem Sklavenstande an. Die Neger sind athletisch gebaute rabenschwarze Menschen mit blendend weißen Zähnen und ausdrucksvollen Gesichtszügen, sie haben einen so schönen wolligen, lockigen Haarswuchs, daß man mit demselben zu spielen unwillkürliche Reigung bekommt. Diese bedauernswürdigen Geschöpfe werden und zwar von den Christen zur ewigen Schande der Christenheit an und von der Westküste Afrikas auf die empörendste Weise gekauft, oder richtiger gestohlen und dann zu Schiffe nackt und bloß gleich einer Viehherde nach Brasilien eingebracht, um hier zu harter Arbeit verkauft, verdammt und wohl endlich von derselben aufgerieben, oder auch von Heimweh verzehrt zu werden. Bei ihrer großen Anzahl würden die Schwarzen den Weißen bald gefährlich werden können; allein die ihnen zu Theil werdende Behandlung, die sie im Ganzen nur wenig über das Thier erhebt und gleichsam als Viehstand betrachtet,

scheint alle bessern Gefühle und edleren Neigungen in ihnen erstickt und jeden Sinn für Geistesfreiheit, wenn nicht ertödtet, so doch eingeschláfert zu haben. In dem Hause eines jeden Weißen, der Sklaven besitzt, hängt in der Flur eine gewichtige Peitsche, die oft unbarmherzig geschwungen wird, wiewohl bei bedeutendem Vergehen der Sklaven ihre Herren sie nicht selbst züchtigen dürfen, sondern sie auf dem Markte öffentlich peitschen lassen müssen. Ein öffentlicher Sklavenmarkt findet zwar nicht mehr statt, der Negerhandel ist allgemein verboten, aber dennoch werden in den officiellen Blättern Nachweisungen über Kauf und Verkauf der Schwarzen gegeben. Grundsatz der Weißen in Rio ist, nicht selbst zu arbeiten, sondern sich durch ihre Sklaven ernähren zu lassen; und da der Tagelohn dort sehr hoch ist, so reicht ein Schwarzer hin, sich und seinen Herrn anständig zu unterhalten. Statt daher Militärpersonen der niedern Grade zu pensioniren, schenkt die Regierung ihnen Sklaven. Ich ließ mich in ein Sklavenhaus führen und sah diese Unglücklichen, gegen 300 in einem Raum, alle nackt: Männer, Weiber und Kinder. Einem alten Schwarzen, einem wirklich nicht häßlichen Mädchen und einem Kinde gab ich Apfelsinen; als sie selbige verzehren wollten, kam der Aufseher, nahm sie ihnen weg und schlug die Armen unbarmherzig mit der Knute, weil sie Etwas angenommen hatten. Bei diesem herzerreißenden Anblick konnte mein Blut nicht ruhig bleiben, ich schlug den Aufseher mit meinem Stock ganz so, wie er selbst gethan hatte — und verließ tiefbewegt sofort dieses Haus des Elends und des Jammers. — Die Staatsreligion von Brasilien ist katholisch. Wir

sahen in der Residenz Rio Bettelmönche und Brüder anderer Orden: Klöster giebt es deren hier sehr viel, sie stehen aber alle in keinem besondern Ruf; sie schwelgen und die schönsten Mädchen sieht man darin. Was uns aber unerhört schien, war die Art des Gottesdienstes. Die sogenannten Gotteshäuser sind den ganzen Tag über geöffnet; da wird abwechselnd gepredigt, Musik- und Sängerköre führen Concerte auf, geweihte Tauben werden vom Altare herabgeworfen, die von besonders dazu ausgelernten und abgerichteten Personen aufgefangen und vor der Kirche dann öffentlich versteigert werden. Die Kirchen werden überhaupt hauptsächlich von Freunden der Musik, von Liebenden und Geschäftsfreunden, die da ihre Zusammenkünfte halten, besucht, gewiß aber selten von einem wahren Andächtigen. Denn während der Gottesdienst stattfindet, steigen Schwärmer und Raketen auf, Kanonenschläge werden abgebrannt und das Alles am hellen Tage inmitten einer so berühmten und bevölkerten Stadt, die wohl mit Recht ihrer reizenden Lage wegen als die schönste der Welt gepriesen werden mag. — Ich habe mich gewundert während meines Aufenthalts in Rio weder Gold noch Silber in die Hände bekommen zu haben. Es giebt nämlich in Brasilien fast ausschließlich nur Papier- und Kupfergeld. Die kleinste Münzsorte ist ein Reis, tausend derselben sind ein Milreis im Werth von 2 Sch. englisch oder 16 ggr. C. M. Wer die Berechnung nicht kennt, wird überrascht durch die scheinbar enormen Summen, die man für an sich nicht theuern Gegenstände zahlt. Für ein Pfund Sterling, das ich mir wechseln ließ, erhielt ich 9,500 Reis. — Die vorherrschende Sprache ist die portugiesische;

französisch wird ebenfalls viel gesprochen, und wer Beides nicht spricht, muß sich mit dem Lateinischen behelfen. Doch jetzt ist es Zeit, Abschied zu nehmen von Rio und all ihren Herrlichkeiten, von Berg und Thal, Flur und Wald, Seen und Flüssen, kurz von diesem Himmelsstriche, den die Natur zum Paradiese geschaffen zu haben scheint, und uns bereit zu halten zur Abreise und geschickt und gefaßt zu machen zu einer noch sehr langwierigen, mindestens zwei Monate dauernden Fahrt. Die Schiffsgesellschaft ist ernst und still und sieht nicht ohne Kleinmuth der Eichtung der Anker entgegen. Zwei Personen, ein Passagier und ein Schiffsjunge, welche sich fest getrunken hatten, versäumten die Abfahrt.

Abfahrt von Rio de Janeiro. Am 18. October in aller Frühe wurden die Anker aufgezo-gen und wir machten uns daran, aus der Bai zu laufen, ein bei ungünstiger Witterung sehr gefährliches Unternehmen. Bei hartem Nord- oder Süd-Wind werden die Schiffe sehr leicht gegen die den Eingang bildenden und weit ins Meer hineinragenden Felsenmassen geworfen, die das Schiff in einem Momente zerschellen. Bevor wir die Felsen passirten, erblickten wir vor uns zwei Schiffe, die gleichfalls die Bai zu verlassen beabsichtigten. Der Wind war hart Süd. Jedes der Schiffe hatte zwei Ruderboote ausgefetzt, um möglichst Steuerbord (rechte Schiffsseite) halten zu können. Das zweite jedoch, das eben noch Zeit hatte, umzukehren und die Gefahr des ersten erblickte, das sicher, aber langsam sich der tobenden Brandung näherte, wendete rasch um, spendete seine Boote dem erstern zu Hilfe und den vereinten Anstrengungen der 4 Ruderboote gelang es, das Schiff um die Klip-

pen zu führen. Wir hatten gleichfalls zwei Boote ausgelegt und passirten nur auf wenige Ellen Backbord (linke Schiffsseite) die Brandung. Der Kapitän erklärte nachher, das Schiff habe sich in sehr großer Gefahr befunden; allein der Tüchtigkeit Desselben und seiner Matrosen verdankten wir nächst Gott unsere Rettung.

Fahrt von Rio de Janeiro bis zur Bai von Abelaide. Es begann jetzt eine der langweiligsten Fahrten für uns, die existiren. Von Rio bis Abelaide sahen wir weder Land noch Schiffe. Die einzige Unterhaltung, die wir hatten, bestand darin, sogenannte Kriegsschiffsvögel, Albatrossen, zu fangen, die fortwährend unser Schiff umschwärmten. Sobald sie sich auf dem Wasser niedergelassen hatten, warfen wir ziemlich große, mit einem Stück Speck versehene Angelhaken aus, und es wahrte nicht lange, so bissen sie sich fest. Auf diese Weise fingen wir über 30 Stück. Einige haben eine erstaunenswerthe Größe, eine Länge von 12 bis 14 Fuß. Sie haben herrliche Dunen und ihr Fleisch ist sehr wohl-schmeckend. Auch fingen wir einige Kap-Tauben, die sich in die Masten gesetzt hatten und ruhig herunter holen ließen. Einzelne Haifische verfolgten den größten Theil unserer Reise das Schiff. Einen ergötzlichen Anblick gewährten die sogenannten Meerschweine, Tümmler oder Delphine, zumal wenn sie in großen Scharen zusammen sind; sie bilden dann eine lange Reihe und bewegen sich, fortwährend Burzelbäume schlagend, mit der größten Ordnung vorwärts. Mir gelang es binnen einer Viertelstunde 3 solcher Tümmler, jeden zu einer Länge von 3 Fuß, zu fangen. Ihre Zubereitung gab für das ganze Schiff ein gutes Gericht ab. — Am



7. November passirten wir das Kap der guten Hoffnung unter 39 Gr. südlicher Breite. Wenige Tage später brach einer von den Masten und Tags darauf der große Mittelmast von der Heftigkeit und Stärke eines plötzlich eingetretenen und hier sehr gefürchteten Sturmes. Beide wurden durch Nothmasten ersetzt und auf diese Weise legten wir den Rest unserer Reise zurück. Glücklicher Weise begünstigten uns Wind und Wogen; und nachdem wir noch bei den Inseln St. Paul und Amsterdam vorbeisegelten, erblickten wir am Abend des 5. Decembers Känguru island. Die Einwohner dieser Insel sind ein rohes Volk; sie bestehen größtentheils noch aus entwichenen Matrosen und Sträflingen. Am andern Morgen liefen wir in die Außenreide von Port Adelaide ein und warfen dort Anker. Alles brach in Dank und Freude aus, das vorgesteckte Reiseziel glücklich erreicht zu haben, mit tausend Wünschen und Hoffnungen die neue Heimath begrüßend! Ein Lothse kam an Bord, erklärte, wegen niedrigen Wassers könne er uns nicht in Hafen führen. Sechs Tage mußte unser Schiff dort liegen bleiben, bis es gelang, dasselbe in den Hafen zu bringen.

Port Adelaide. Während dieser Zeit benutzte ich mit zweien meiner Reisegefährten die Gelegenheit, auf einem der häufig vom Lande aus mit uns verkehrenden Boote ans Land zu fahren und in der Hauptstadt eine Wohnung zu suchen. Es waren eigene nicht zu beschreibende Gefühle, die mich durchströmten, als ich den Boden betrat, der nun mein zweites Vaterland werden sollte! Nach zwei Stunden erreichten wir Port Adelaide, eine Art Städtchen von einigen tausend Seelen. Adelaide ist von da noch 7 englische Meilen entfernt. Posten

und Omnibus, beide unbequem zweiräderige Karren von 2 langgespannten Pferden gezogen, brachten uns für den Preis von 10 Sgr. oder Ngr. à Person dahin. Der Weg dahin ist nur auf eine kurze Strecke chaussirt, der übrige Theil derselben ist fast loser Sandboden. Die Regierung beabsichtigt jetzt eine Eisenbahnverbindung zwischen beiden Orten herzustellen und es werden bereits Aktien dazu gezeichnet.

Adelaide. Mit Einbruch der Nacht erreichten wir die Stadt und befanden uns damit zugleich auf der Hauptstraße der Kindley oder Rundle - Street. Diese Straße zieht sich in gerader Linie durch die Stadt, alle übrigen Straßen laufen parallel mit derselben und werden von den Quersstraßen unter rechten Winkeln durchschnitten. Außerdem giebt es große freie Plätze und kleinere, die mit Kirchen, jedoch ohne Thürme, bebaut sind. Die genannte Rundle-Street ist eine der sehr wenigen Straßen, die auf beiden Seiten fast gänzlich mit Gebäuden besetzt ist. Man kann sich an vielen Orten der Stadt befinden, ohne, soweit das Auge reicht, menschliche Wohnungen zu erblicken und würde, wenn man nicht überall an Pfählen die Namen der hier noch anzulegenden Straßen lesen könnte, sich in die Wildniß verfehlt glauben. Die gegenwärtige Einwohnerzahl beläuft sich auf etwa 12,000 Seelen; sie nimmt aber bei dem steten Ankommen neuer Emigranten sehr rasch zu, da in einem Monat oft gegen 40 Schiffe in den Hafen alhier einlaufen.

: Verfassung der Kolonie. Gerichtshöfe. Die Kolonie steht direkt unter dem Schutze des hiesigen Gouvernements der administrativen und executiven Be-

hörde, an deren Spitze der Gouverneur, gegenwärtig Sir Young steht; mittelbar genießt sie den Schutz ihrer brittischen Majestät. Eine Abtheilung des 99 Regiments liegt in der Stadt in Besatzung. Der oberste Gerichtshof ist der Supreme Court, daneben besteht der Police-Court; beide Behörden haben ihren Sitz in der Stadt. Die Verhandlungen sind öffentlich. In den einzelnen Provinzen sind gleichfalls Courts; doch dürfen diese nur in Sachen, deren Object nicht 5 Pfund Sterling übersteigt, entscheiden.

Bevölkerung der süd-australischen Kolonie. Die Bewohner Süd-Australiens bestehen aus Engländern, Deutschen und Eingebornen. Die Engländer als Begründer der Kolonie behaupten natürlich das Principat. Für die Deutschen, die minder speculativ als die Engländer sind, auch jenen an pecuniären Mitteln, an Kenntniß der Sprache und sämtlicher Kolonial-Verhältnisse meist nachstehen, ist es schwer bei eintretender Konkurrenz den Sieg davon zu tragen. Unter diesen Umständen und Verhältnissen wird es dem Engländer leicht, mit geringen Mitteln den Deutschen zu seinen Zwecken zu gebrauchen und bei seinen Unternehmungen den Hauptgewinn zu ziehen, während sich der Deutsche mit der Nachlese begnügen muß. Die Eingebornen stehen eigentlich in keinerlei Verhältniß zu den Kolonisten; sie sind zu stolz oder zu bequem, um für dieselben zu arbeiten und kommen selten mit ihnen in Berührung. Die Engländer. Die Engländer mit Einschluß der Schotten und Iren bilden den Hauptbestandtheil der Bevölkerung dieser Kolonie. Der bemittelte Engländer betreibt in der Regel Landbau und Vieh-

zucht, namentlich Schafzucht, daneben wohl auch A-  
 rien-, Fabrik- und andere kaufmännische Geschäfte.  
 Der bei weitem größte Theil der englischen Kolonisten  
 besteht jedoch aus sogenannten Government emigrants,  
 das sind solche Auswanderer, die auf Kosten der engli-  
 schen Regierung hierher übergesiedelt werden. Diese er-  
 werben sich hauptsächlich durch Arbeiten beim Schneiden  
 und Einbringen des Getreides, Minenbau und durch  
 Schafehüten ihren Lebensunterhalt. Auch ist ein Zuwachs  
 an Bevölkerung noch zu erwähnen, dessen die Kolonie  
 von Van Diemensland sich zu erfreuen hat. Es sind  
 dies ehemalige Sträflinge, deren Strafzeit abgelaufen,  
 die jedoch für immer von England des Landes verwiesen  
 sind. Sie sind meistens schlaue, geriebene Leute, denen  
 es oft hier glückt, reich zu werden und die dann in  
 Verbindung mit den angesehensten Personen treten.  
 Wenn nun gleich die englische Bevölkerung aus so ver-  
 schiedenen Elementen zusammen gesetzt ist, so ist doch  
 nicht zu leugnen, daß fast jeder Engländer, möge er ei-  
 nem Stande angehören welchem er wolle, in geselligen  
 Verhältnissen einen Takt und eine Art des Benehmens  
 an den Tag legt, welche ihn als Gentleman erscheinen  
 lassen. Deshalb ist er auch gern geneigt, Jedermann  
 als solchen zu behandeln, und es wird auf diese Weise  
 ein Princip allgemeiner Gleichheit begründet, das in  
 Deutschland bei so verschiedenen Abstufungen äußerer  
 Politur und Verhaltens schwerlich je zu erzielen sein  
 wird. Die Engländer in der Kolonie sind meistens  
 sehr gottesfürchtig, wenigstens scheinen sie es nach ihrem  
 äußern Leben zu sein. Den Sonntag halten sie vor  
 allen heilig: nichts darf gearbeitet werden; gleichwohl be-

achten sie die andern Feiertage, selbst den Charfreitag, was uns Deutschen auffällig erscheint, nicht im Geringssten, sondern behandeln ihn wie jeden andern Werktag. — Von den Schotten und Iren werden letztere vorgezogen; sie sind überall beliebt wegen ihrer verben, mitunter wohl rohen Freundlichkeit und zuvorkommenden Gastfreundschaft. Die Deutschen. Die Deutschen bilden in der Kolonie theils einzelne Gemeinden, theils vermengen sie sich mit den Engländern. Solche Dörfer sind vorzugsweise Klemzig, Lobethal, Bethanien, Hahndorf und Langmeil. Die Bewohner derselben haben sich bereits zu eigentlichen Gemeinden constituirt, an deren Spitze Prediger stehen. Die Mitglieder derselben sind meistens sehr arbeitssame, fleißige Leute, die sich in geistlichen Dingen wie in weltlichen Angelegenheiten von den Aussprüchen ihrer Seelsorger leiten lassen. Besonders hat sich Pastor Kavel aus Preußen, welcher schon seit Jahren sich mit einer Anzahl seiner Landsleute hier angesiedelt und niedergelassen hat, um die Ansiedlungen der deutschen Auswanderer wie um sie selbst verdient gemacht. Erstere sind fast ausschließlich unter seiner Leitung mit begründet und nach und nach zum Gedeihen emporgehoben worden. Dieser ehrenwerthe Mann fordert nicht nur die Deutschen auf, hierher zu kommen und sich seiner Gemeinde anzuschließen, sondern er nimmt sich auch ihrer bei ihrer Ankunft im neuen Vaterlande thätig an, steht ihnen mit Rath und That bei und weist ihnen Land entweder zum Pachten oder Kaufen oder sonst ein Geschäft an und zu, um so den neuen Ansiedlern alhier Unter- und Fortkommen zu verschaffen. Freilich darf man seine Ansprüche und Erwartungen nicht

zu hoch stellen, wenn man sich nicht getäuscht sehen will, aber man findet doch dadurch sein Brot und sieht gleich zu Anfange, was eine Hauptsache ist, sein Bestehen gegründet. Wer sich als Tagelöhner zu den Engländern hält, kann allerdings mehr verdienen als bei den Deutschen, allein man muß eine gesunde Natur und kräftige Knochen haben, wenn man unter und mit ihnen arbeiten will. Die Eingebornen. Ihre Farbe ist schwarz, ihr Haar wollig und ihre Zähne sind blendend weiß. Ihr Körper ist muskulös und kräftig, wiewohl sie sehr dünne Arme und Beine haben. Sie tätowiren, Brust und Rücken und bemalen sich das Gesicht auf eine für uns wenig einnehmende Weise. Ihre Waffen bestehen vorzugsweise aus kurzen Stangen und aus hölzernen Keilen an dem einen Ende etwas dick auslaufenden Stöcken, mit denen sie mit größter Genauigkeit ihr Ziel zu treffen wissen. Die Eingebornen theilen sich in mehrere Stämme, deren jeder von einem König oder Häuptling regiert wird. Sie führen oft blutige Kriege mit einander, namentlich wegen der Weiber, deren geringe Zahl hier sonderbarer Weise zu der der Männer in keinem Verhältnisse steht. Ihre Nahrung besteht vorzüglich aus Fischen, Vögeln und dem Fleisch des Dossams und der wilden Hunde. Finden sie an einem Ort ihren Unterhalt nicht mehr, so wandern sie weiter; sie schlafen unter freiem Himmel, von Busch und Laub bedeckt, oder in elenden Hütten. Es ist interessant, ein solches Lager Abends zu besuchen, man sieht dann eine Masse schwarzer Gestalten nebst eben so vielen Hunden um ein großes Feuer gekauert, welche damit beschäftigt sind, die am Tage gemachte Beute, gleichviel ob gebra-

ten oder roh, zu verzehren. Gegenwärtig befindet sich ein solcher Stamm Wilder auf meinem Lande, ich lasse sie ruhig gewähren; sie helfen mir bisweilen Bäume fällen und verbrennen, wofür sie eine Kleinigkeit von Mehl oder Tabak bekommen. Für eine Thonpfeife arbeitet mir solch eine schwarze Kreatur drei Tage hindurch. Sie machen aber nicht viel, sondern wollen immer, um es richtig auszudrücken, fressen. Die in der Nähe der Stadt lebenden Stämme haben sich bereits in Etwas den Sitten und Gebräuchen derselben angeschlossen und sprechen fast alle ein wenig englisch; sie gehen aber meistens nackt, nur wenige hängen sich Thierfelle um. Sie schicken ihre Kinder in eine für die Eingebornen in Adelaide bestimmte und eingerichtete Schule, wo dieselben genährt, gekleidet und unterrichtet werden. Um die Eingebornen mit den Weißen zu vermischen, wird immer von je 80 Sektionen, die die Regierung kauft, eine vorbehalten; diese erhält nebst 80 Pfund Sterling (circa 550 Thlr.) der oder die Weiße, so mit einem Eingebornen eine Ehe eingeht: doch ist dieser Fall, soviel ich gehört habe, zur Zeit noch nicht vorgekommen. Die Schwarzen in der Nähe der Stadt sind für den Kolonisten in keinerlei Weise gefährlich; jedoch glaube ich, daß nur Furcht sie hindert, sich an einzelnen Weißen, auf die sie treffen, zu vergreifen: denn die Polizei in der Kolonie, die nach Art der deutschen Landgend'armen ein berittenes Corps bildet, ist ausgezeichnet. Vor den Stämmen, die mehr nach dem Innern des Landes zu leben, muß man sehr auf der Hut sein: denn schon viele Weiße, die in ihre Hände fielen, sind von ihnen geschlachtet und verzehrt worden. Als höchstes Wesen

verehren sie den Mond: an jedem Vollmond führen sie zu Ehren dieser ihrer Gottheit die ganze Nacht hindurch Tänze auf, die sie mit Gesang und Heulen begleiten. Im Ganzen sind sie noch rohe Kinder der Natur und im Zustande großer Wildheit.

**Landverkauf und Landbau.** Die Regierung verkauft viermal des Jahres Land an die Meistbietenden, jedesmal 80 Acres (ein Acre oder Acker enthält  $1\frac{3}{4}$  Morgen preussisch.) Der gewöhnliche Preis ist für eine Section von 80 Acres 80 Pf. Sterling, also auf den Acker 1 Pf. St. (circa  $6\frac{2}{3}$  Thlr.); doch da man sein Land, um dasselbe von fremdem Vieh frei zu halten, einzengen oder einzäunen muß, so belaufen sich die Kosten auf das Doppelte. Eine Hauptplage auf dem Lande sind die vielen Bäume, die zur Urbarmachung des Bodens gefällt und verbrannt werden müssen. Das Pflügen geschieht hier mittels Bullochen, deren Unterhalt nichts kostet; wenn man sie nicht braucht, jagt man sie auf Regierungsland und läßt sie dort weiden. Es werden 8 solcher Thiere an einen Pflug gespannt, ebensoviel an die Egge; zwei Personen sind stets dazu erforderlich: eine, die treibt, und eine, die den Pflug führt. Vier- oder zweirädrige Wagen giebt es hier nicht, nichts als ungeheure starke zweirädrige Karren oder Dreien, denen man häufig begegnet mit 18 bis 20 Bullochen je 2 und 2 lang gespannt; 2 Ochsen sind mit einem langen Joch bespannt, ohne Stränge und Lenkleine, sie lassen sich durch Worte und vermittelst gewichtiger Peitsche sehr gut führen. Biewohl der Lohn für Schneiden pro Acre 20, für Dreschen pr. Bushel 8, und für Reinigen des Getreides pr. Tag 40 Neu- oder Sgr. beträgt und auch



täglich eine Flasche Kapwein; so können unter solchen Verhältnissen wirkliche Landeigenthümer doch in Kurzem viel verdienen. Das Getreide wird hier mit der Sichel geschnitten; auf den Mann rechnet man täglich  $\frac{1}{2}$  Acre. Das Dreschen geschieht mittels Flegel und diese sind hier zu Lande sehr leicht, indem sich das Getreide sehr gut drischt. Mir ist hier eine einzige Dreschmaschine vorgekommen, an welcher ich selbst mit gearbeitet habe; sie verdiente den Tag 28 Thlr. Es war eine transportable und wurde von 4 Pferden gezogen.

Die Schafzucht. Die Wolle bildete früher für Australien einen wichtigen Ausführartikel, in letzterer Zeit bei den Wirren Deutschlands und ganz Europas ist dieselbe bedeutend im Preise gesunken. Viele Engländer haben 20 bis 30 und noch mehr Schafferden; einer derselben, Namens Phyllscow, besitzt allein 200,000 Stück, die oft mehrere hundert engl. Meilen von der Stadt entfernt liegen. Eine solche Schafferde enthält 1000 Stück und hat einen Schäfer, der sie bei Tage hütet und einen Hutkeeper, der das Essen bereitet und des Nachts auf die wilden Hunde passen muß. Ein Schäfer bekommt wöchentlich 4 Thlr. 20 Ngr., ein Hutkeeper 4 Thlr., 12 Pfund Mehl,  $\frac{1}{4}$  Pf. Thee, 2 Pf. Zucker, und Beide zusammen in 5 Tagen 1 Schaf. Diese Leute befinden sich oft jahrelang auf einer Station, ohne mit andern Menschen weiter in Berührung zu kommen. Man findet sie meist gebildet, indem es Kinder vornehmer Eltern sind, die nicht arbeiten wollen oder können und sich daher durch Schäfern ihr Brot verdienen. Sie führen in der Regel ein ganz eigenthümliches Leben: sie lassen ihren Lohn oft einige Jahre hindurch aufsummen

und begeben sich dann mit demselben — oft 100 Pfd. Sterling — ins erste beste Publi- oder Wirthshaus; wo sie Jedermann traktiren und in wenig Wochen ihr mühsam erworbenes Geld verzehren; ist dies geschehen, dann kehren sie zufrieden wieder zu ihren Schafen zurück. Ein großer Vortheil, den die Schafzucht hier vor der in Europa voraus hat, ist der, daß die Herden weder von Krankheiten noch Seuchen angegriffen werden; das Einzige, wodurch sie bisweilen bei nicht hinreichender Aufsicht leiden, sind die wilden Hunde.

**Minenbau.** Es sind bereits verschiedene Aktien-Gesellschaften ins Leben getreten, die den Bergbau zum Gegenstand ihrer Unternehmungen gemacht haben; einige dieser Kompagnien sind glücklich in denselben gewesen, andere halten sich eben noch, andere lassen fortarbeiten, in der Hoffnung, das hineingesteckte Geld wenigstens wieder zu gewinnen. Die bedeutendste ist die Burra-Burra-Mine, etwa 20 deutsche Meilen nördlich von Adelaide; sie liefert Kupfer und beschäftigt über 500 Personen. Die Aktien, die bei Eröffnung der Mine 5 Pf. Sterling kosteten, stehen jetzt auf 185 Pf. St. Die ersten Bergleute haben wöchentlich 12 bis 30 Pf. St. verdienen können, während sich jetzt der Wochenlohn auf nicht mehr denn 6 bis 10 Thlr. beläuft, jedoch bei freier Kost. Alle übrigen Minen sind im Vergleich zur Burra-Burra unbedeutend zu nennen. Da man in der Kolonie auch Steinkohlen zu finden hofft, ja sogar, wenn auch noch entfernte Aussichten hierzu sich schon geöffnet haben, so hat die Regierung eine Belohnung von 1,500 Pfund Sterling auf die Entdeckung eines Steinkohlenlagers gesetzt. Nach-

neuester Erfahrung sollen bereits in Australia: Felix sich Spuren hiervon gezeigt haben.

**Holz und Jagd.** Das Holz wird hier allgemein unter dem Namen Gummiholz begriffen; es ist sehr hart und spröde. Ordentliche Wälder wie in Europa kennt man nicht, dazu stehen die Bäume zu vereinzelt. Holz kostet hier nichts. Hingegen das Tannenholz, das nur zur See hierher kommt, ist sehr gesucht und wird theuer bezahlt. Mit der Jagd ist es hier im Ganzen schlecht bestellt; außer dem Känguru, das sehr selten und schwer zu erlegen ist, gehören fast alle jagdbaren Thiere den Vogelgeschlechtern an. Es sind dies Papageien in den schönsten Farben, weiße und schwarze Kakadus, wilde Tauben, Puter, Enten und Gnuß, eine Art Strauß. Ein ganz eigenthümliches Thier ist der Vierfüßler Dpossum, der in Europa noch wenig bekannt zu sein scheint. Er ist ein kleines der Rahe sehr ähnlich sehendes Thier, das mit der Dunkelheit seinen Schlupfwinkel verläßt und sich auf die Bäume setzt. Hier findet man es in mond hellen Nächten in großen Scharen beisammen und kann dann eins nach dem andern herunterschießen, da, wenn auch eins oder das andere getödtet wird, die übrigen ihre Stellung unverändert beibehalten. Das Fleisch ist wohlschmeckend ganz ähnlich dem des Hasens. Sie haben ein feines weiches Fell, das ein sehr gutes Pelzwerk giebt. Wilde oder reißende Thiere giebt es hier nicht.

**Klima und Temperatur.** Das Klima ist mild und lieblich, weder zu heiß noch zu kühl, und im Ganzen sehr gesund: denn man hört wenig von Krankheit und Sterbefällen. Gleichwohl ist in der Stadt und Umgebung die Hitze mitunter sehr drückend, während die

Nächte oft ziemlich kalt sind. Beim geringsten Winde erheben sich unzählbare Sandwirbel, die oft eine förmliche Finsterniß hervorbringen und die Ursache vieler Augenkrankheiten sind. Weiter im Innern des Landes haben die Kolonisten von diesem Sande nicht zu leiden, auch wird da die Hitze von der kühlen Bergluft sehr gemildert und gemäßigt. Der Wechsel der Jahreszeiten ist hier kaum zu merken. Die Bäume sind fortwährend mit mattem Grün bekleidet. Die Temperatur ist fast dieselbe, nur daß sich der Sommer durch fortwährend schöne, mitunter allerdings recht heiße Tage und der Winter durch 2 bis 3 monatlichen warmen Regen auszeichnet. An manchen Tagen, wo es nicht regnet, deren viele während der Zeit vorkommen, soll man sich ganz in Sommer versetzt sehen. Es ist jetzt im Juni eine herrliche Zeit; der Winter beginnt, wir haben 18 — 20 Gr. Wärme R., es regnet mild und warm, all die schönen wilden Blumen stehen in ihrer Blüthe und die Baumblüthen gewähren einen höchst angenehmen Geruch. Die Regenzeit selbst beginnt Mitte oder Ende Mai und damit eilt der Landmann zugleich sein Land umzupflügen und die Saat und all die verschiedenen Gemüsearten in die Erde zu bringen.

Fruchtbarkeit und Erzeugung des Bodens. Der Boden ist fast durchgehends tragbar und ungemein ergiebig und daher für Viehzucht, Ackerbau, Weinkultur, Obstzucht etc. vorzüglich geeignet; besonders aber ist er fruchtbar in Produktion des Weizens. Ein Acre, der zur Aussaat 1 Bushel gebraucht, trägt 30 bis 40 Bushel (den Bushel zu 60 Pfund berechnet) und hier und da wohl auch noch mehr. Auch Gerste gedeiht hier gut,

Korn aber nicht und Hafer schlecht. Hingegen gedeihen alle nur denkbaren Garten- und andere Gemüse vortreflich, sowie Kartoffeln und Tabak. Es ist unglaublich, wie groß hier das Gemüse wächst. unlängst war Thier- und Productenausstellung in Mount-Barren, da konnte man in der That Staunenswerthes sehen; ich getraue mirs kaum niederzuschreiben, aber ich übertreibe es nicht: man sah Kohlköpfe von der Größe eines Wagenrads, ein Mann konnte einen gar nicht aufheben, Blumenkohl, den ein großer Regenschirm bedeckte, Spargel von der Stärke eines Armes, kurz, die Pflanzen, wie die Thierwelt Europas erreicht hier eine bewunderungswürdige Vollkommenheit und Schönheit. Europäische und tropische Gewächse kommen hier trefflich fort. An Obst wird es in einigen Jahren nicht fehlen. Die Birnen haben hier den Stiel an der dicken Seite und eine Art Kirschen (Cerris), die hier sehr viel wild wachsen und wohlschmeckend sind, hat den Kern an der Außenseite. Sonst wächst im Busch nichts, was zu genießen wäre, außer dem Gummi, das die Wilden essen.

Zweimonatliche Expedition ins Innere des Landes. Zwanzig Engländer wollten sich jenseit des Lac Victoriae oder des Alexander-Sees ansiedeln, und sie forderten mich deshalb auf, mit ihnen die Reise zu unternehmen, um daselbst den Boden näher zu untersuchen. Zu diesem Behufe nahm ich meine 6 Bullocksen und Pflug mit und wir kamen sammt und sonders an Ort und Stelle glücklich an. Wir fanden den Boden ausgezeichnet und bewohnt von einem Stamme Eingeborner. Nachdem wir uns mit ihnen verständigt und für ihren Wohnsitz eine Entschädigung von  $\frac{1}{4}$  Sach

Weizenmehl, einigen Pfunden Zucker und Thee nebst einer Ziege gegeben hatten, verließen sie sofort und wie es schien sehr erfreut über das Empfangene die schöne Gegend. Die ganze Expedition war sehr beschwerlich und mit großen Strapazen verbunden. Ich für meine Person erhielt für die Hin- und Zurückreise täglich eine Krone oder 50 Ngr. Unterwegs mußten wir aus Mangel an Wasser das Blut junger Ziegen trinken. Diese Kolonie ist nämlich sehr arm an fließendem Wasser, gräbt man aber, so findet man es Stellenweise schon auf 5 — 8 Fuß, das dann zwar sehr oft salzig-bitter, aber doch ziemlich genießbar ist.

Gewerbefreiheit. Handel und Gewerbe beschränkende Zünfte wie in Europa giebt es hier nicht; es ist daher auch nicht besonders erforderlich, Meister zu sein: wer gute Arbeit liefert, hat gute Kundschaft, gleichviel, ob er Meister oder Geselle ist. Alle Professionen und Gewerbe sind hier frei von Lasten und Abgaben jeglicher Art, mit alleiniger Ausnahme der Wirthshäuser. Diese müssen verhältnißmäßig eine sehr hohe Summe jährlich für die Erlaubniß: Wein und Spirituosen zu verkaufen, zahlen, ja dieselbe kann ihnen bei Uebertretung polizeilicher Vorschriften für eine Zeit lang oder für immer entzogen werden. Zugleich sind die Schenkwirthe verpflichtet, vor ihren Häusern Laternen zu brennen und diese bilden für die Stadt Adelaide die einzige Beleuchtung. Indessen läßt dieselbe nichts zu wünschen übrig, da fast jedes vierte oder fünfte Haus ein Wirthshaus ist.

Kleidung. Luxusartikel. Lebensmittel. Miethen. Die Kleidung ist hier sehr einfach und zweckmäßig. Man trägt Schuhe, Pukpuschen genannt, hin-

ten sowohl als an den Spitzen eine Art Pferdehufeisen, mit starken, drei über einander gelegten, mit großen Nägelnkuppen übersäeten Sohlen; diese Schuhe wiegen oft 10 bis 12 Pfund, sie werden zugeschnürt und halten bei alltäglichem Gebrauch 1 bis 1  $\frac{1}{2}$  Jahr; man zahlt dafür 5 Thaler. In der Stadt liegen sie zu tausenden zum Verkauf. Ferner englische Lederhosen im Preis von 60 bis 80 Ngr., sie sind ebenfalls sehr durabel und halten das ganze Jahr hindurch; ein blau wollenes Hemd, da Rock und Frack für gewöhnlich nicht an der Tagesordnung sind, wird außerhalb derselben getragen und kostet 40 bis 50 Ngr. Dies ist der Gesundheit sehr zuträglich, indem die Abende oft sehr kühl sind. Die gewöhnliche Kopfbedeckung sind Strohhüte, welche zum Theil hier von den Farmerstöcktern verfertigt werden, aber doch größten Theils von China und Indien kommen. Solch ein Hut ist theuer und kostet 3 bis 4 Thlr., hält aber allerdings Jahre lang. Um denselben trägt man ein breites, schwarzseidenes lang herunterhängendes Band. Der Hut ist hier zu Lande dasjenige, worauf viel Geld verwendet wird: man zahlt für die feinsten und besten, mit Seide genähten und gefüllerten Hüte gegen 14 bis 20 Thlr. Unter einen Monat kann kaum einer fertig hergestellt werden. Was die Luxusgegenstände betrifft, so sind sie hier alle ungemein theuer; so kauft man z. B. einen ordinären Strickbeutel, worauf nur eine Kleinigkeit gestickt ist, für 12 bis 13 Thlr., wofür man in Deutschland kaum einen Thaler giebt. Stoffe hingegen sind verhältnißmäßig billig, sowohl seidene als baumwollene; für ein blau seidenes indisches Kleid zahlt man gewöhnlich 27 bis 30 Thlr. Tabak und Zigarren stehen in unverschämtem hohem

Preise. Es werden nur Vanila - Zigarren geraucht, das von kostet, ich will vom Dugend gar nicht sprechen, das Stück 5 Ngr.; das Pfund schlechter schwerer Tabak 50 Ngr., der, beiläufig gesagt, aus kleinen kurzen Thonpfeifen hier geraucht wird. Dieser enorme Preis rührt von dem allzustarken Einfuhrzoll her, den alle Handelsartikel zu geben haben. Das Pfund Tabak, gleichviel ob gut oder schlecht, zahlt 10 Ngr. Zoll. Der Tabak wird aber bald im Preise fallen, indem schon hier viel angebaut wird. Ich habe mir ebenfalls ein Stück angepflanzt und er gedeiht vortrefflich. Das Brot, das hier nur von Weizen gebacken wird, ist billig, ebenso Gemüse, Kartoffeln, Fleisch, weniger Hausgeflügel. Der Weizen ist gegenwärtig sehr wohlfeil, à Bushel 1 Thlr., sonst 60 bis 70 Ngr.; jedoch kostet das Mahlen desselben viel: 80 Pfund 10 Ngr. Ein Pfund Zucker wird mit 3 und ein Pf. Thee, wovon eine Unmasse des Jahres hindurch consumirt wird, mit 15 Ngr. bezahlt. Kaffee wird weniger getrunken und steht nicht zu hoch im Preise. Essen und Trinken ist in der Stadt theuer; es wird nur dreimal im Publikaus täglich gespeist, außer der Zeit bekommt man nichts. Für ein Essen zahlt man 10 Ngr. und ebensoviel für ein Nachtquartier. Getränke sind ebenfalls nicht billig; ein Brendis, der in Deutschland 3 Pfennige gilt, kostet hier 10 Ngr., ein Glas sehr gutes Bier, ohngefähr  $\frac{1}{4}$  Kanne, 2 Ngr. und eine Flasche Kapwein gewöhnlich 10 Ngr., europäische Weine sind bei weitem theurer. Man miethet und zahlt im Publikaus wöchentlich; die Miethen ist da entseßlich theuer: für ein Loch, in das man in Deutschland kaum einen Hund einsperrt, zahlt man 70 bis 80 Ngr. wöchentlich.



Für Privatwohnungen in der Stadt müssen fast nicht minder hohe Preise bewilligt werden, wenn sie anständig sein sollen.

Eigene Ansiedlung und Lebens Einrichtung. Erwerb und Verdienst im Besondern und Allgemeinen. Ich kann in Wahrheit sagen, daß das Land Australien meine Wünsche und Erwartungen weit übertroffen hat. Ich glaube schwerlich, daß es je mir besser ergehen kann denn hier. Es ist noch kein Jahr verfloßen, daß ich Deutschland verlassen habe und ich bin, Gott sei Dank, jetzt schon in den Verhältnissen, daß es mir an nichts mehr mangelt. Als ich hier ankam, vereinigte ich mich alsobald mit zweien meiner Auswanderer, mit meinem schon genannten Freunde Z. und mit einem jungen Manne, Namens K.... aus Bremen, zu einem Compagniegeschäft, nämlich Land zu pachten und Ackerbau zu treiben. Da sich Anfangs nicht so passendes fand, wie wir es wünschten, so gingen wir zu einem Farmer (Gutsbesitzer oder Pächter) und nahmen ein Stück Land Weizen zu schneiden an; denn es war völlige Ernte, als wir hier ankamen. Wir brachten es Jeder im Durchschnitt pro Tag auf 45 Mgr. bei freier Kost. Auch setzte ich hier eine Zeit lang Getreideseime und zwar zwei in der Woche und erhielt für jeden gegen 20 Thlr. Als wir mit unserer Arbeit fertig waren, sollte ich bei diesem Farmer bleiben: er bot mir 42 Pfund Sterling aufs Jahr. Ich hätte diese Stellung angenommen, wenn nicht mein Freund S....., an den ich einen Brief von D..... aus Deutschland mit hatte, uns Land zu pachten anbot. Wir zogen also mit S. östlich von Adelaide in die Berge, fanden gutes zum Ackerbau taugli-

ches Land und pachteten selbiges. Es ist eine Section von 82 Acres; 20 hiervon kaufte ein deutscher Doctor, und 20 eine Gärtnerfamilie aus Kiel und 42 blieben für uns zum Ernten. Wir geben auf das erste Jahr nichts und auf die andern neun Jahre jährlich 2 Bushel Weizen. Da wir um diese Zeit nichts auf unserm Lande arbeiten konnten, so bauten wir uns ein Haus, schafften uns 27 Hühner und Enten, 4 Schweine, 10 Ziegen und eine Kuh an, dafür zahlten wir 7  $\frac{1}{2}$  Pfd. Sterling. Als das Haus fertig war, nahmen wir wiederum Arbeit an bei einem Engländer, unserm Gutsnachbar, Namens M..... Z. führte die Hauswirthschaft, K. schnitt Getreide und ich drasch. Bei diesem Engländer verdienten wir viel Geld mit dem Dreschen in Afford; à Bushel 7 Ngr. kam ich die Woche auf 17 Thaler. Gegenwärtig wohne ich in seinem Hause, verrichte bei freier Beköstigung Dies und Jenes in der Wirthschaft und arbeite daneben auch auf meiner Farm. Ich würde mir schon Land, womit man hier sehr viel verdienen kann, eigens gekauft haben, wenn der Fall nicht mit Herrn M. eingetreten wäre, aber es ist möglich, daß ich auch mein gepachtetes nächstes Jahr nach der Ernte aufgebe und meinem Mitbesitzer K. überlasse und bei diesem schon bejahrten Farmer M. bleibe und mit ihm wirthschafte. Er hat ein einziges Kind, mit welchem ich jeden Sonntag nach der fast zwei Stunden entfernten Kapelle reite: denn es ist eine sehr gottesfürchtige Familie. Unlängst nahm ich bei einem Engländer ein Strohdach zu decken in Afford und verdiente in 5 Tagen 20 Thaler und 15 Bushel Weizen. Wir, K. und ich (denn von Z. haben wir uns in der Wirthschaft

getrennt und ihm nach seinem Wunsche ein Stück umgepflügtes und besäetes Land von dem unsrigen eigens überlassen), sind jetzt im Besiz von 8 Bulloksen, 3 Kühen nebst Kälbern, 4 Schweinen, einer Unmasse Ziegen, Enten und Hühner, und von Pflug und Egge. Die Ackergeräthe kosten 10 Pfund und ein Ochse 6 Pf. und eine Kuh nebst Kalb  $3\frac{1}{2}$  Pf. Sterling. Pferde kosten gewöhnlich 15 bis 25 Pf. St., Schweine 7 bis 10 Thlr., Schafe 70, Enten 40, Hühner 20 Ngr. das Paar und Gänse 70 Ngr. das Stück. Noch haben wir uns 2 Sack Rohzucker von 200 und eine Kiste Thee von 40 Pfund für  $4\frac{1}{2}$  Pf. Sterling, sowie viel Weizen gekauft, aus welchem im Sommer ein sehr gutes Bier allhier gekocht wird. Unser Land liegt 40 englische Meilen östlich von Abelaide zwischen den beiden Städten Mount-Barren und Maclessfield; jede derselben ist nur 5 Meilen von da entfernt. Diese Städte bestehen freilich nur aus einer Kirche, einem Publichaus, einem Kaufmannsladen und aus einigen Handwerkern, so daß im Ganzen nur 7 bis 8 Häuser fertig dastehen; allein durch die jetzige starke Einwanderung werden sie sich wohl sehr bald vergrößern und emporblühen. Es kostet jetzt schon ein Bauplatz daselbst 20 Pf. St., während 4 Meilen davon entfernt der Acre nur 1 Pf. zu stehen kommt. Die Produkte finden Absatz im Einzelnen wohl in der Nähe, im Allgemeinen aber doch in der Hauptstadt. Bei den Engländern kann man, wie bereits erwähnt, im Allgemeinen mehr verdienen als bei den Deutschen; auch ist bei jenen die Beföstigung ausgezeichnete als bei diesen. Sie ist auf dem Lande gewöhnlich folgende. Des Morgens Kaffee oder Thee mit Weizenbrot und Rinder-

braten nebst einer Art Ruchengebäck in Form und Größe der Makronen; zur Lunsch- oder Erholungszeit um 10  $\frac{1}{2}$  Uhr Beefsteak's; des Mittags Pöckelfleisch, Schwein mit Geflügelbraten und Pudding; abermals zur Lunschzeit 4  $\frac{1}{2}$  Uhr eine Art Ragou oder Fleischklump, und des Abends, im Sommer um 7 und im Winter um 5 Uhr, geschmortes Hammelfleisch; außerdem erhält Jeder auf den Tag eine Flasche Kapwein. Doch hiervon abgesehen, so kann übrigens jeder Arbeiter hier oder dort, in dieser oder jener Stellung, er sei Tagelöhner, Dekor- nom, Professionist &c. so viel verdienen, als er zu seinem Lebensunterhalte nöthig hat, ja er kann wohl auch, wenn er geschickt, fleißig und sparsam ist, sich bald Geld erarbeiten und es entweder in der in Adelaide für wöchentliche Ersparnisse errichteten Sparkasse niederlegen oder zur Erweiterung seines Geschäftes oder zum Landankauf verwenden. Handwerker, als: Schneider, Schuhmacher, Zimmerleute, Maurer, Tischler, Sattler, Schmiede &c. finden in der Kolonie Beschäftigung zu 50 bis 70 Ngr. für den Tag Lohn; gute weibliche Diensthboten erhalten 50 — 60 Ngr. für die Woche; Knechte 70 Ngr. für die Woche und zwar mit Beköstigung; Tagelöhner 30 bis 35 Ngr. für den Tag, jedoch ohne Beköstigung; Anstellungen zu diesen Sätzen sind stets vorhanden. — Das meiste Geld ist hier ohnstreitig mit einer transportablen Dresch- nebst Reinigungsmaschine zu verdienen, ganz dieselbe Art, wie sie früherhin bei Theoph. Weise in Dresden vorrätzig waren. Bis jetzt existirt nur eine, die von England gekommen ist, in der Kolonie, denn hier werden keine gefertigt. Diese Maschine drischt 300 Buschel täglich und für 100 B. mit Einschluß des Reinigens werden

bezahlt 2 Pf. Sterling. Doch hiervon auch ganz abgesehen, so kann man hier im Allgemeinen fast durch jede Arbeit und Beschäftigung, jedoch mit Ausnahme in den eigentlichen Luxusfächern, deren Verkauf hier unsicher ist, seinen Unterhalt finden. Das Leben ist nicht theuer, wenn man sich auf das Nothwendige beschränkt und an Entbehrung gewöhnt ist. — In den Familien, bei welchen man tagelöhnt, kann man auch den Abend zubringen und zugleich deutsche oder englische Zeitung, die in Adelaide herauskommt, hier und da vorfinden.

Mehreren meiner Mitauswanderer hat es hier nicht gefallen, sie haben dieses so schöne und fruchtbare und von der Natur so gesegnete Land wieder verlassen und sind nach Kalifornien, wohin wöchentlich von hier Schiffe abgehen, gewandert, um in diesem Goldlande noch größeres Glück als hier zu suchen und zu finden. Ob sie finden was sie suchen, darüber haben wir zur Zeit noch keine Mittheilungen vernommen. Freilich wer hierher nach Australien auszuwandern Lust hat und Willens ist, der muß auch einen kräftigen Körper mit gesunden Gliedern und arbeitsvollen Händen haben und mitbringen und sich vorher mit der englischen Sprache in Etwas bekannt machen, doch ist Ersteres nothwendiger als das Letztere; denn es heißt auch hier: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen!“ Soviel ist aber gewiß, wer hier seine Hände zu Fleiß und Arbeit regt und körperliche Geschicklichkeit und Tüchtigkeit besitzt, der findet auch, es sei nun in Diesem oder Jenem, seinen Unterhalt und mit der Zeit ein gutes und gesegnetes Aus- und Fortkommen und steht in allgemeiner Achtung und Schätzung. Denn das ist eben das Angenehme, daß

man sich hier keiner Arbeit zu geniren oder zu schämen braucht; hier arbeitet Alles: der Bornehme und Reiche eben so gut wie der Geringe und Arme, gleichviel, welche Beschäftigung es auch sein mag. Der Schlemmer oder Müßiggänger oder Bummler wird hier verachtet, es ist ganz das Entgegengesetzte von Deutschland oder überhaupt von Europa. Je regsamer und thätiger man ist, desto geachteter und angesehener steht man vor den Augen seiner Mitgenossen da. Kurz es ist hier ein sehr angenehmes und höchst ungenirtes und unabhängiges Leben, wo man bei Beharrlichkeit, Fleiß, Sparsamkeit und Sittsamkeit, wenn auch nicht sofort reich werden, doch aber mit der Zeit sich eine eigne, sorgenfreie Existenz begründen und sichern kann, wenn Gott sonst seinen Segen schenkt. — Weibliche dienstbare Personen, an denen es in der Kolonie noch ganz besonders fehlt, finden ihr Unter- und Fortkommen ebensogut wie männliche und können überhaupt auf eine gute Versorgung rechnen.

Die ganze Reise mit Einschluß der Beköstigung von Hamburg nach Port Adelaide oder auch nach Melbourne beträgt auf den Fregattschiffen der Herren Cesar Godffroy und Sohn in Hamburg für jede Person im Zwischendeck 80, in der zweiten Kajüte 160 und in der ersten Kajüte 240 Thlr. Ein jedes Kind unter 9 Jahren zahlt die Hälfte des Reisegeldes. — Zwar ist die Fahrt von Deutschland nach Australien weit, sehr weit, indem sie selten unter 110 Tagen, mitunter auch eine oder zwei Wochen darüber, zurückgelegt werden mag; aber bereits ist die erfreuliche Aussicht geöffnet, daß sie wohl bald in kürzerer Zeit beendet werden dürfte. Welch eine Freude! Vor Kurzem gelangte das erste Dampf-

Schiff von England in Port Adelaide an und hat die Reise in 74 Tagen gemacht. Wir selbst haben dieselbe mit unserm Fregattschiffe fast beispiellos schnell vollendet, indem unser Alfred nach einer Fahrt von 109 Tagen, mit Einschluß des Aufenthalts in Rio de Janeiro, in Port Adelaide angekommen ist. Ueberhaupt, dies können wir nicht unausgesprochen lassen, war unser ganzer Cours unter der Führung des so menschenfreundlichen und liebenswürdigen Kapitäns Decker ein eben so angenehmer als glücklicher, wie das die ganze Auswanderungsgesellschaft nach Erreichung ihres Zieles Demselben auch dankbarlichst öffentlich bezeugt hat. Es sei erlaubt, dieses Attest mit Uebergang der Unterschriften noch dem Schlusse unseres Berichts in dankbarer Erinnerung beizugeben: „Wir, (die Unterzeichneten), Auswanderer mit dem Schiffe Alfred, Capt. H. E. Decker von Hamburg nach Port Adelaide bescheinigen mit vielem Vergnügen, daß der Alfred als ausgezeichnetes Schiff sich bewährt hat und daß der Capt. Decker das große Vertrauen, welches wir Alle in ihn gesetzt, vollkommen gerechtfertigt hat. Sowol in der Cajüte wie im Zwischendeck waren wir mit den Nahrungsmitteln sehr zufrieden und sind in reichlichem Maaße dieselben uns stets geworden. Mit einem Worte war die Reise eine angenehme und der Capitain und seine Offiziere stets freundlich und entgegenkommend gegen seine Passagiere.

So geschehen zu Adelaide am 6. Decbr. 1848.“

11 AP 51



**1987**  
**CHIVERS**

